Theologisches Literaturblatt.

Zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

Freitag 26. October 1827. Nr. 86.

Die christliche Lehre vom Gebete für denkende Freunde der Religion schriftgemäß dargestellt von Johann Friedrich Geißler, Hospitalprediger und Pfarrer an der Stadtkirche zu Baireuth. Baireuth 1826. 8. VI u. 120 S.

Der würdige Verf. widmet, laut des Vorworts, diese kleine vor uns liegende Schrift denkenden Freunden der Religion, denen die heilige Schrift als Gottes Wort gilt, mit der Bitte um Prüfung der darin vorgetragenen Ideen, und, wenn sie sich mit denselben aus Gründen nicht vereinigen können, um freundliche Entgegnung und Belehrung. Auch uns gilt die heil. Schrift als Wort Gottes, und wir verwendeten den größten Theil unseres Lebens zum Denken über die Religion; und so erlaube uns denn der Verf., unser Urtheil über seine Schrift freundlich zwar, aber freimüthig auszusprechen.

Wir erwarteten nach dem Titel des Büchleins eine in logischer Ordnung durchgeführte Darlegung der Lehre des Christenthums vom Gebete, fanden aber sieben Abhandlungen, welche, insofern sie die Lehre vom Gebete darlegen sollten, den denkenden Freund der Religion schwerlich befriedigen, so viel Gutes und Wahres sie auch enthalten.

I. Religion und Gebet — mit dem Ausspruche Jesu Joh. 4, 24. an der Spitze: Gott ist ein Geist ꝛc. In dieser Stelle ist doch aber offenbar nicht vom Gebete im engeren Sinne, sondern von Anbetung, von Verehrung Gottes die Rede, wie denn auch der Verf. im zweiten und dritten Abschnitte dieser Abhandlung bald vom Gebete, bald von Anbetung und Gottesverehrung spricht. Ob wohl dem denkenden Freunde der Religion folgende Aeußerung gleich im ersten Abschnitte genügen mag: „Was thut der Beter? Er stellt sich im Geiste vor die Gottheit hin, und legt ihr sein Herz mit den Empfindungen dar, welche der Glaube an dieselbe in ihm hervorbringt ꝛc.“ und weiter unten: „Der Glaube, daß er (der Beter) sich an sie (die Gottheit) wenden dürfe, und daß sie auf seine Bitte Rücksicht nehmen werde, treibt ihn an, ihr sein Anliegen vorzutragen.“ Ist das nicht für den denkenden Freund der Religion gar zu sinnlich dargestellt?

II. Andachtsübung und Gebet. Sehr wahr unterscheidet der Verf. zwischen beiden, wird aber für seinen Zweck viel zu weitläufig. Auch in dieser Abhandlung kommen wieder gar zu viele sehr sinnliche Darstellungen vor, mit welchen der denkende Freund der Religion unmöglich zufrieden sein kann. „Das Gebet ist, sagt der Vf. S. 18, ein Gespräch der frommen Seele mit Gott, ein Darlegen unserer religiösen Gefühle vor Gott ꝛc. Der Beter spricht seine Gefühle, Wünsche und Vorsätze vor Gott aus, er redet mit Gott.“ Diese Vorstellungsart, auf welche der Verf. überall wieder zurückkommt, contrastirt sehr mit dem zweiten Abschnitte dieser Abhandlung S. 21, in welcher der Verf. so wahr und schön über die Stelle 1 Thess. 5, 17. spricht. Wäre der Verf. dem, was er in diesem Abschnitte so trefflich sagt, überall treu geblieben, hätte er den hier vestgestellten Begriff vom Gebete vestgehalten, so würde er ohne Zweifel weniger weitläufig geworden, in weniger Widersprüche gerathen sein und dem denkenden Leser weit mehr genügt haben. Beten, sagt er, ist ein Gespräch der frommen Seele mit Gott, wie auch der ehrwürdige Herder in seiner Erklärung des Lutherischen Katechismus meint, beten heiße mit Gott reden. Ist aber nicht der Begriff des Gebets, welcher in der alten Dresdener Erklärung des Lutherischen Katechismus vestgesetzt ist, den Belehrungen Jesu und selbst den bereits erwähnten Bemerkungen unseres Verfassers über die Worte Pauli: Betet ohn Unterlaß, viel angemessener, wenn es heißt: Beten heißt, sein Herz in wahrer Andacht zu Gott erheben — nämlich: den Gedanken an Gottes heilige Nähe sich recht innig vergegenwärtigen, und von demselben durchdrungen sich seiner Gefühle — der Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe, des Dankes, des Vertrauens zu Gott, sich seiner Beschränkung, seiner Wünsche und Anliegen in geistigen und leiblichen Bedürfnissen, sich seiner Vorsätze und Entschließungen recht lebendig bewußt werden? Das — das heißt uns beten — im Sinne und Geiste Jesu beten.

III. Vom Gebete in der Einsamkeit und von Familienandachten. Sehr viel Wahres und Treffliches. Nur thut der Verf., nach unserer Ansicht, dem verewigten Kant in Rücksicht einer Aeußerung desselben, die er S. 44 hat abdrucken lassen, gewiß zu viel. „Wenn Einer, sagt Kant, in einem lauten Gebete, oder auch nur in der dazu gehörigen Geberdung und Stellung von einem Anderen betroffen wird, so wird er verwirrt verlegen, und sich schämen, weil er fühlen wird, daß er in den Verdacht einer Anwandlung von Wahnsinn kommt, da er, indem er allein ist, doch so thut, als wenn ihm ein Anderer sichtbar vor Augen stände.“ Kant sagt ja nicht, wie der Vf. ihn versteht, daß der Beter fühle, er begehe eine Thorheit, sondern nur, daß er fühle, er komme in den Verdacht, eine Thorheit zu begehen, oder in einer Anwandlung von Wahnsinn zu sein. Der Christ, der fromme, wird überall beten, nämlich den Gedanken an Gottes heilige Nähe sich lebendig zu erhalten suchen — S. 21 — aber er wird Aeußerungen davon in Worten und Geberden vor Zeugen zurückhalten — auch aus dem von dem Verf. aufgeführten Gründen, und sich solchen lieber in der Einsamkeit oder im Kreise seiner Vertrauten, die in diesem Stücke mit ihm gleiches Sinnes sind, überlassen, wie der Herr einst auch that, der wohl selten nur vor Zeugen mit Worten gebetet haben mag, und wenn er es that, wie Joh. 11, 41. 42. u. 17.,

so that er es eben um der Zeugen willen, sowie jetzt noch der Prediger in der Versammlung der Christen die Empfindungen seines Herzens als Gebete um seiner Zuhörer willen mit Worten darlegt. Daß übrigens bei Jesus einst in Gethsemane und am Kreuze sein Gefühl ihn überwältigte, war wohl sehr natürlich. Ob er, wenn er in der Einsamkeit, auf einem Berge oder sonst wo, betete, auch mit Worten seine Gefühle Gott dargelegt habe, wissen wir nicht, bezweifeln es aber vermöge seiner Versicherung: Euer Vater im Himmel weiß, was ihr bedürfet. Ihm genügte ohne Zweifel, wie noch jetzt jedem Frommen, das lebendige Bewußtsein der heiligen Nähe Gottes, welches ihn stärkte und erhob. Der Beter redet mit Gott, kann daher wohl nur sehr uneigentlich, sehr bildlich verstanden werden. Gemeinschaftliche Gebete, mögen sie bei den öffentlichen Gottesverehrungen in einem Gesange oder in einer Gebetsformel von dem Prediger auf der Kanzel oder am Altare vorgetragen werden, oder mögen sie in den Versammlungen der einzelen Familien gesprochen oder gelesen werden vom Hausvater oder einem anderen Familiengliede — der Verf. spricht von diesen im dritten Abschn. dieser Abhandlung — sind eigentlich doch nur Aufforderungen zur Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott, und also zu dem eigentlichen Gebete nicht zu rechnen, und gehören also zu den Andachtsübungen, ob sie gleich sowohl im Herzens des Vorbeters, als der Theilnehmenden wahre Gebete sein können. Denn warum sollte nicht ein gut gelesenes oder gesprochenes Gebetformular eben sowohl das Herz dessen, der es vorträgt, als die Herzen der Zuhörer über das Sichtbare zu dem Unsichtbaren erheben können? Wir können daher dem Vf. nicht beitreten, wenn er S. 50 meint, daß das Familiengebet, auf gewisse Tageszeiten vestgesetzt, aufhöre, Gebet zu sein. Ja — es kann! aber es liegt gewiß nicht in der Natur der Sache, vielmehr müssen wir wünschen, daß die gute, alte Sitte zurückkehre, nach welcher der Hausvater seine Hausgenossen zu gewissen Tageszeiten zum gemeinschaftlichen Gebete versammle. Geschieht das nur mit wahrhaft frommem Sinne, so bleibt es gewiß nicht ohne großen Segen.

IV. Zweck und Inhalt des Gebets. Unmöglich können wir, wie schon aus dem bisher Gesagten erhellt, dem Verf. beistimmen, wenn er S. 59 den Zweck des Gebets darin findet: der fromme Mensch will dem Bedürfnisse seines Herzens genügen, sich vor Gott auszusprechen. Wozu denn, fragen wir, wozu denn dem denkenden Frommen dieses Aussprechen vor Gott? Du verstehest meine Gedanken von ferne — Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet. Wie kann das Bedürfniß, sich vor Gott auszusprechen, im Herzen eines denkenden Freundes der Religion entstehen? Sich zu Gott, dem Heiligsten und Vollkommensten — zu Gott, seinem weisen und gütigen Vater zu erheben, tief und innig durchdrungen von dem großen Gefühle der heiligen Gegenwart desselben sich seines ganzen äußerlichen und innerlichen Zustandes recht lebendig bewußt zu werden, und so sich immer mehr selbst zu veredeln, das, das ist dem frommen Beter großes heiliges Bedürfniß, dessen Befriedigung er im Gebete sucht und findet. Wie der Künstler, um sich zu vervollkommnen, sich nach dem Anschauen vollendeter Gebilde sehnt, und wo er sie findet, mit ganzer Seele bei ihnen verweilt, so erhebt sich der Mensch, dem Veredlung seines Geistes und Herzens die höchste Angelegenheit des Lebens ist, von Zeit zu Zeit zu dem Urbilde aller Vollkommenheit — zu Gott. Wie das gute Kind gern in der Nähe seines verständigen und liebenden Vaters ist, um desto vorsichtiger, aber auch desto getroster und ruhiger durchs Leben zu wandeln: so wird der gute Mensch von Zeit zu Zeit sich gern der Nähe seines himmlischen Vaters bewußt, um nicht abzuweichen von dem rechten Wege, um ihn getrost und muthig zu gehen, auch wenn er rauh und mit Dornen bewachsen ist. Soll das Gebet irgend einen Zweck haben, so kann es kein anderer sein, als dieser. — Den Inhalt des Gebets, von welchem der Verf. im zweiten Abschnitte dieser Abhandlung spricht, wird dann die jedesmalige Gemüthsverfassung an die Hand gegeben, in welcher der Beter sich gerade befindet.

V. Segen des Gebets. Auch in dieser Abhandlung spricht der Verf. gar zu uneigentlich von dem Zustande des Beters, indem er denselben einen Umgang mit Gott nennt, was denn doch wohl dem denkenden Freunde der Religion nicht genügen kann. Auch hier verwechselt der Verf. öfter das wahre Gebet mit dem Hersagen gewisser Gebetsformeln, wogegen er sich doch an anderen Stellen sehr bestimmt erklärt. Wie kann denn S. 74 und 75 ein Mensch beten, der Gott nicht ehrt, nicht liebt, ihm nicht vertraut? Wie kann der leichtsinnige, von Gott entfremdete Mensch beten? Gebetsformeln mögen sie hersagen, beten können sie nicht.

VI. Erhörung des Gebets. Indem der Verf. den Segen des Gebets von der Erhörung desselben trennt, gibt er ja wohl dadurch zu verstehen, daß er der Meinung sei, der fromme Beter wolle nicht nur eine Veränderung seiner äußerlichen Schicksale bewirken, sondern könne auch hoffen, daß Gott solche um seines Gebetes willen herbei führen werde. Wir können unmöglich dieser Ansicht des Verf. beitreten. Der fromme Beter will durch sein Gebet Nichts in seinem äußerlichen Schicksale ändern. Nicht wie ich will, mein Vater, sondern wie du willst! Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! so lehrte sein großer Meister ihn beten, wenn auch gleich sein äußerliches Schicksal so beschaffen wäre, daß er wohl diese und jene Veränderung in selbigem wünschen möchte, und wirklich aus ganzer Seele wünscht. Nur ermuntern, stärken will er sich durch das Gebet, unter seinem äußerlichen Schicksale so gesinnet zu sein und so sich zu benehmen, wie es eines frommen Verehrers, eines guten Kindes des himmlischen Vaters würdig ist. Ja — er hofft nicht einmal eine solche Veränderung in seinem Schicksale, wie er sie etwa wünscht; stärken nur will er sich in der großen, erhebenden Erwartung: Mein Vater machts überall wohl mit mir, wenn ich das Meine treu und redlich thue. Wozu also Gebetserhörung in dem Sinne, in welchem der Verf. sie nimmt? — Was die Stellen des N. T. betrifft, auf welche sich der Verf. beruft, um seine Ansicht als eine christliche darzustellen; so bezweifeln wir, daß ihm das vor dem Richterstuhle einer richtigen Exegese gelingen werde. Wenn Jesus Matth. 7, 9 — 12. sagt: Wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten; sagt er denn: Er wird ihnen geben, was sie als sinnliche Wesen wünschen? Gutes — ja Gutes wird er gewiß geben; aber vielleicht gerade das Gegentheil von dem, was sie wünschen und bitten. Wie mag doch der Verf. Luc. 18, 1 — 8. so ver-

stehen? Ja — Gott wird seine Auserwählten retten. Welcher fromme Beter könnte das bezweifeln? aber wird er sie auf die Art und auf dem Wege retten, den sie ihm vorschlagen? Ist die Aeußerung Pauli 2 Kor. 12, 1 — 9. nicht gerade für unsere Ansicht von Gebetserhörung? Laß dir an meiner Gnade genügen, sei zufrieden mit dem Troste, daß ich es wohl mache. Uns genügt, was Jac. 5, 16. steht: das Gebet des Gerechten rc. Daß die Frommen, S. 95, oft die herrlichsten und erfreulichsten Erfahrungen von Gebetserhörung in dem Sinne des Verf. machen, ist nicht zu bezweifeln. Oft mögen sie die Erfahrung machen, daß gerade die Veränderung in ihrem äußerlichen Schicksale vorkommt, welche sie wünschten; aber sie werden diese als eine weise Fügung des Vaters im Himmel annehmen, und ihm kindlich dafür danken, keineswegs aber meinen, daß sie dieselbe durch ihr Gebet herbeigeführt hätten. Sie wollten das ja gar nicht. Der Vf. sagt dasselbe S. 103. Der Christ betet mit Ergebung und Unterwerfung. In dieser ganzen Abhandlung herrscht eine Unklarheit mit manchen Widersprüchen durchwebt. Beweist denn nicht, was der Verf. S. 105 selbst anführt, daß der Fromme, als sinnliches Wesen, allerdings gewisse Wünsche, sein äußerliches Schicksal betreffend, von Zeit zu Zeit Gott vortragen, aber voll Vertrauen und Ergebung ihre Erfüllung nicht einmal wollen und hoffen könne. Auch sagt er im Vorhergehenden S. 57: „Wir bitten nicht, um Gott erst zu bewegen, uns das Gute zu geben und das Schädliche von uns abzuwenden, sondern, weil wir Vertrauen zu ihm haben, blicken wir bei dem Gefühle unserer Bedürfnisse mit Kindessinn zu ihm auf und hoffen auf seine Fürsorge."

VII. Das Vater Unser sehr brav erläutert. Wir wundern uns nur, daß der Verf. die poetischen Umschreibungen dieses Mustergebets S. 117 und 118 so in Schutz nimmt. Hat er vielleicht blos die von Klopstock, Mahlmann, Witschel und einige andere in Gedanken gehabt? Hätte er nur das zahllose Heer derselben sich bekannt gemacht, gewiß würde er nicht zweifeln, daß sie im Allgemeinen von großer Geschmacklosigkeit zeugen, wenn z. B. vom Olymp, vom Elysium und Aehnlichem darin die Rede ist. Aber auch jene besseren müssen wir von der Kanzel entfernt wünschen, weil sie zu wortreich sind. Ihr sollt nicht viel Worte machen.

Einzig die Wichtigkeit des Gegenstandes, der in dieser kleinen Schrift behandelt wird, veranlaßte den Rec. zu einer, für dieses Blatt vielleicht zu weitläufigen Anzeige derselben, und er hofft in derselben sein Urtheil hinlänglich belegt zu haben, daß der Verfasser in dieser Schrift dem denkenden Freunde der Religion und des Gebets nicht genügen könne, so manche gute und treffliche Stelle auch in derselben enthalten ist: versichert aber auch den würdigen Verf., daß auch er nur Wahrheit suche. <

Der Cölibat aus dem Gesichtspunkte der Moral, des Rechts und der Politik betrachtet von C. Trefurt, Großherzogl. Badischem Amtsassessor. Heidelberg und Leipzig. Neue akadem. Buchhandlung von K. Groos. 1826. 75 S.

Mit Recht sagt dieser neue, der katholischen Kirche angehörende, Sprecher für Abschaffung des Cölibats in seinem

Vorworte: daß das Unrecht, so lange es fortbesteht, unaufhörlich fortbekämpft werden müsse; und es sei dieß um so mehr Noth, als in den neueren Verhandlungen mit der römischen Curie desselben nicht einmal mehr erwähnt werde, zum Beweise, daß man von der allmächtigen Gewohnheit besiegt, diese Mißhandlung seiner Priesterbürger nicht mehr fühle. Gerade dieß scheint ihm der bedenklichste Zustand, welcher jeden Menschenfreund, besonders aber den redlichen Katholiken, zum Kampfe für die gute Sache auffordert. Eben deßhalb aber glaubt Rec., der Verf. hätte blos die Regierungen bei seiner Schrift im Auge behalten und bei diesen auf eine bessere Ueberzeugung hinarbeiten sollen. Denn was für einen anderen Zweck konnte er sich vorsetzen? Rom besseres Sinnes zu machen? Dort würde seine Schrift nur verbrannt werden. Das katholische Volk? Aeußert dieses nicht selbst überall laut den Wunsch, daß statt des ihnen selbst im höchsten Grade ärgerlich gewordenen Köchinnenwesens den Priestern die Ehe erlaubt werden möge? Und welcher Gebildete unter den Katholiken unterschreibt nicht die Worte des Herrn Trefurt: „Wir Laien können dem Stande, dem wir so manche Wohlthat danken, nicht besser lohnen, als wenn wir für ihn, gegen die ungerechte Usurpation in die Schranken tretend, es versuchen, ihm die lang entbehrten Menschenrechte wieder zu erwerben." — Man beschränke sich mithin künftig nur darauf, unsere Landesregierungen davon zu überzeugen, daß sie ihrer Ehre wegen bei der Mit- und Nachwelt der Sache nicht länger ruhig zusehen können. Die Gründe, welche für diese sprechen, und sich in dieser Schrift zerstreut finden, verdienen hier kürzlich angegeben zu werden. Schon die unabhängige Stellung, welche jeder Staat gegen Roms Oberherrlichkeit sichern muß, fordert die weltlichen Machthaber auf, den Cölibat in ihren Ländern nicht länger zu dulden. Auf dem Concile zu Trient hat Cardinal Rudolph die Absicht deutlich ausgesprochen, warum Gregor VII., der Gründer der von Rom seitdem fortbehaupteten göttlichen Obergewalt über alle Fürsten, den Cölibat in der ganzen Kirche einführte: „verehelichte Priester werden ihrem Landesherrn mehr, als dem Papste anhängen!" Durch diese Anhänglichkeit der Priester hat Rom zugleich das ganze Volk in seiner Macht. Daß es dieses wieder zur Begründung seines vorigen Ansehens benutzen will, dafür spricht allein schon die Wiederherstellung der Jesuiten. Und welche Macht es durch diese in kurzer Zeit wieder zu erwerben wußte, beweist Spanien und Frankreich. Nichts würde eine kurzsichtigere Politik und eine größere Unbekanntschaft mit der Geschichte verrathen, als wenn irgend eine weltliche Macht den Wahn hegen wollte, vor gleicher Unterjochung je sicher zu sein. Möchte doch ein Maler sich finden, der in allen Regierungszimmern zur Warnung blos folgende Scene aus der Geschichte darstellte. Als einst König Philipp III. beim Anblicke eines Jünglings und eines Mädchens von sechszehn Jahren, welche heimlich in der Religion der Mauren erzogen worden waren und dafür den Tod auf dem Scheiterhaufen erleiden mußten, sich der Thränen eines edeln Mitleids nicht enthalten konnte, mußte er vom Großinquisitor nicht nur die bittersten Vorwürfe anhören, sondern sich auch geduldig der empörenden Strafe unterwerfen: daß ihm auf der Stelle Blut abgezapft, und dieses königliche Blut, zur Abbüßung seines gegen die Kirche begangenen Vergehens,

von Henkershand auf demselben Holzstoße mitverbrannt wurde. — Gebietet eine hierarchische Macht dieser Art nicht der Politik, die weltliche Macht vor ihr auf immer sicher zu stellen? Ist die Aufhebung des Cölibats nicht das zuverlässigste Mittel, die Priester der Knechtschaft der römischen Curie zu entreißen, und sie mit der ganzen Staatsgesellschaft zu befreunden? Leidet dabei etwa die katholische Religion? Hat der Papst nicht selbst den unirten Griechen und Armeniern die Priesterehe erlaubt? Haben nicht die eifrigsten kathol. Fürsten, Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., zur Verherrlichung ihrer Religion den Papst um Aufhebung des Cölibats ersucht? Und brauchen unsere Fürsten hierzu mehr zu thun, als zu verkünden: daß sie in ihrem Lande der Fortdauer eines solchen unmenschlichen Verbotes ihr Placetum regium verweigern, und jeden katholischen Priester in dem ihm als Staatsbürger zustehenden Rechte zur Verehelichung zu schützen wissen werden?

Lesenswerth ist in dieser Schrift auch noch die Auseinandersetzung des moralischen Grundes, welche einen katholischen Priester wegen des Cölibats bewegen könnte, seine Kirche zu verlassen. Diese Apologie ist für vollkommen gelungen zu erklären. Aei.

Kurze Anzeigen.

Die heilige Feier des Abendmahls. Ein Erbauungsbuch für wahre Christusverehrer im Geiste und in der Liebe. Von Heinrich Müller, Prediger zu Wollmirsleben. Quedlinburg und Leipzig, bei Basse. 1826. IV und 121 S. 8. geh. in farbig. Umschl. (18 gr. oder 1 fl. 18 kr.)

„Der Sonntag macht die Woche“ — sagt ein altes, ehrenwerthes Sprüchwort, und nach seiner Analogie könnte man auch sagen: „der Abendmahlsgenuß macht den Christen.“ Denn so wenig auch das bloße Communiciren einen Menschen tugendhaft und religiös macht, so dürfte es doch kaum möglich sein, wahrhaft und christlich-religiös zu sein und gleichwohl eins der kräftigsten Mittel zur Belebung des Tugendsinnes und der Religionsliebe zu verschmähen. Diese Ansicht findet gewissermaßen auch darin ihre Bestätigung, daß man die in unseren Tagen so häufig beobachtete Verminderung der Communicantenanzahl als einen moralischen Thermometer ansieht, der auf verminderte Wärme für das Christenthum und dessen göttlichen Stifter hindeutet. Aber eben deßwegen mögen wir es uns auch recht gern gefallen lassen, wenn die Zahl der ausgezeichneten Communionbücher, welche unsere asketische Literatur aufzuweisen hat, von Zeit zu Zeit durch neue vermehrt wird, da der Verf. eines solchen jener Gleichgültigkeit durch Verbreitung gereinigter Ansichten an seinem Theile entgegen zu arbeiten sucht, und es sich nicht denken läßt, daß er zur Herausgabe eines solchen Andachtsbuchs geschritten sein würde, wenn er ihm nicht theils durch seinen Namen, theils durch seinen amtlichen Wirkungskreis Eingang zu verschaffen hoffen dürfte.

Das vorliegende Andachtsbuch schließt sich den besseren dieser Art auf eine nicht unwürdige Weise an. Es besteht aus zwölf Betrachtungen folgendes Inhalts: 1) Worte der Ermahnung an christliche Herzen, sich zur Feier des heiligen Abendmahls würdig anzuschicken. — 2) Christliche (?) Worte an die Communicanten vor dem Genusse des h. A. — 3) Anrede an die Communicanten nach dem Genusse des h. A. — 4) Heilig sei uns die Feier des h. A., als öffentliches Bekenntniß unseres Glaubens an Jesum. — 5) Das h. A. ist mehr als eine öffentliche Gedächtnißfeier des Todes Jesu, es ist das Einswerden mit ihm, dem Heiligen. — 6) Das christliche, Jesum anbetende Herz kann nicht vom h. A. lassen. — 7) Ohne Theilnahme am Genusse des h. A. ist Niemand ein wahrer Christ. — 8) Aufmerksamkeit auf die inneren Regungen vor, während und nach dem Genusse des h. A. — 9) Welche Tröstungen gewährt das h. A. dem gläubigen Herzen? 10) Pfleger einer vollkommenen Tugend ist der würdige Genuß des h. A. 11) Die Feier der Liebe im h. A. 12) Der wahre Sinn der Abendmahlsfeier, wie Jesus sie anordnete. Geschichtliche Darstellung.

Der letzte Aufsatz hätte wohl füglich den übrigen als Einleitung an die Spitze gestellt werden sollen. Die übrigen alle arbeiten, ineinander eingreifend, auf den Hauptzweck hin, ein vernünftiges Nachdenken über die eigentliche Absicht des heiligen Abendmahls und eine würdige Feier desselben zu befördern. Die Sprache ist herzlich und kräftig, das erstere jedoch mehr, als das letztere. Bisweilen herrscht der Predigtton zu sehr vor und Tautologieen sind nicht sorgfältig genug vermieden. So beginnt die achte Betrachtung mit den Worten: „Es treten Umstände ein, es begegnen uns Ereignisse, wie werden in Lagen versetzt, wo die Seele gleichsam aus dem Gleise ihres gewohnten Denkens und Empfindens gerückt, aus dem alltäglichen Gleichgewichte gehoben, aus einer Art von gleichförmigem Schlummer geweckt wird rc.“ Auch lassen die Gebete, mit welchen die einzelen Betrachtungen geschlossen werden, noch Manches zu wünschen übrig.

Druck und Papier sind gut, aber der Preis ist zu hoch angesetzt. Sz.

Predigt, nach der am 10. Juli 1827 in der Stadt Artern ausgebrochenen Feuersbrunst, am 5. Trinit. Sonntage darauf gehalten in der dasigen Stadtkirche von dem Superintendenten M. Schiller daselbst. Artern, bei J. F. Döring. 24 S. 8.

Die Feuersbrunst, durch welche diese, zum Beßten der Abgebrannten in den Druck gegebene Predigt veranlaßt wurde, legte in einer und einer halben Stunde 102 Wohnhäuser, Scheunen und Ställe in die Asche, und zugleich fanden dabei drei Kinder in den Flammen ihr Grab. Herr Superint. Schiller sprach nach Hiob 7, 9—11. „von unserm Unglückstage in der vergangenen Woche“ und gedenkt 1) der Betrübniß, in welche uns jener Tag versetzt hat; 2) des Beistandes, dessen wir zu unserem Troste an demselben und bisher theilhaftig geworden sind und 3) der in Hoffnung segensreichen Folgen, welche derselbe für uns Alle nach sich ziehen möge.

Es würde wohl unbillig sein, wenn man von einem Prediger, unmittelbar nach einem so bedeutenden und für ihn gewiß mit vielen Abhaltungen und Zerstreuungen verknüpften Unglücksfalle, bei dem ersten Auftreten vor seiner betrübten Gemeinde eine durchaus geglättete und gefeilte Arbeit erwarten wollte. Eine solche ist auch die vorliegende Predigt nicht. Aber Hr. Sup. Sch. spricht mit Benutzung der speciellen Umstände und unabläßig das Beispiel, die Schicksale Hiobs und den Ausgang, welchen es mit diesem Schwergeprüften nahm, in Augen behaltend, ein so herzliches Wort des Trostes, des Dankes und der Ermunterung, daß er gewiß Eindruck gemacht und Nutzen gestiftet hat. „Möge — so heißt es S. 21 — jener Unglückstag die segensreiche Folge haben, daß wir in Zukunft Alle inniger und treuer beisammen stehen. Solches Beisammenstehen thut Noth. Die Pflicht gebietet; die Zeit mahnt. Durch innige Liebe und stätes Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte kann allein der Anbau des Reiches Gottes und irdischen Wohles in jeder Gemeinschaft gelingen. Spalten sich jene Kräfte, widerstreben sie sich gegenseitig: was soll werden? Wir klagen über Lasten nnd Leiden, wir klagen selbst die Erde und unseren Aufenthalt auf ihr als ein Jammerthal (?) und mühseliges Leben an, aber jene ist, was sie sein soll, und die Beschwerden des Lebens, die wir nicht abwenden können, dienen uns, wenn wir einen weisen Gebrauch von ihnen machen, zur Gottseligkeit und zu unserem Frieden dieß- und jenseits. So richte dich auf, meine Gemeinde! weihe dich dem Herrn aufs Neue, und, wie du es meinest, thue kund deine Liebe gegen die Miterlösten und Miterben jenes himmlischen Reiches. Hiob durfte sich auf sein voriges Thun berufen, daß er des Lahmen Fuß gewesen sei, daß er die Bitten der Dürftigen nicht verschmäht und die Wittwen nicht habe verschmachten, daß er seinen Bissen nicht allein gegessen, sondern die Waisen habe mitessen lassen. Solchem Ruhme mögen wir auch in Zukunft nachtrachten.“ Sz.